

btb

Buch

Der Maler Peter Wihl hat es geschafft: Er ist berühmt, hat Frau und Tochter, die er über alles liebt, und in einem halben Jahr wird es anlässlich seines fünfzigsten Geburtstags eine große Ausstellung geben. Da ereilt ihn ein schrecklicher Schicksalsschlag: Eine unheilbare Augenkrankheit wird ihn in wenigen Monaten erblinden lassen. In seiner Not wendet sich Wihl an einen alten Schulfreund, einen gescheiterten Augenarzt, der ihm mittels zwielichtiger Methoden Heilung verspricht. Und tatsächlich erhält der Künstler sein Augenlicht zurück. Doch der Preis, den er zahlt, ist hoch.

Autor

Lars Saabye Christensen, 1953 in Oslo geboren, ist einer der bedeutendsten norwegischen Autoren der Gegenwart. Er ist vielfach preisgekrönt, seine Werke wurden in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt. Mit seinem Roman »Der Halbbruder« feierte er auch in Deutschland Triumphe. Zuletzt erschien in Deutschland »Nachtsschatten«.

Lars Saabye Christensen bei btb:

Yesterday. Roman (72239)

Waterloo. Roman (73285)

Der Alleinunterhalter. Roman (72430)

Der eifersüchtige Friseur und andere Helden (72702)

Der falsche Tote. Roman (72865)

Der Halbbruder. Roman (72925)

Nachtsschatten. Roman (HC 75134)

Lars Saabye Christensen

Das Modell

Roman

*Aus dem Norwegischen
von Christel Hildebrandt*

btb

Die norwegische Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
»Modellen« bei Cappelen, Oslo



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2007
Copyright © 2005 by J.W. Cappelen a.s., Oslo
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH München
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Corbis/Schweizer
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck
KR · Herstellung: BB
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-73669-0

www.btb-verlag.de

Prolog

Als ich endlich die Gelegenheit bekam, den Maler Peter Wihl zu interviewen, an jenem Abend, an dem er fünfzig Jahre alt geworden war und seine neue Ausstellung eröffnet hatte, sollte es sich herausstellen, dass wir dieses Interview aufgrund des schrecklichen Unfalls, der sich unmittelbar danach ereignete, nicht drucken konnten. Wir saßen im Restaurant, direkt gegenüber der Galerie, aus der ich immer noch Leute kommen und gehen hören konnte. Ich hatte fast ein schlechtes Gewissen, Peter Wihl so in Beschlag zu nehmen, den Jubilar des Abends, aber er selbst war derjenige gewesen, der vorschlug, dass wir hierhergehen und reden sollten. Er wirkte zugleich nervös und erwartungsvoll, was nicht weiter verwunderlich war, seine Ausstellung war ja gerade eben eröffnet worden, und auch sonst gab es genug, worüber er nachdenken musste, er drehte sich immer wieder zum Fenster um, das bemerkte ich, während er sprach. Er bestellte sogar Champagner für mich. Und ich hatte das Gefühl, dass ein Großteil dessen, was er von sich gab, aus Zitaten bestand, etwas, das er gelesen oder gehört hatte, sich von anderen geborgt, ich kann es nicht genauer erklären, insbesondere, als er das über Satan sagte, dass Satan derjenige gewesen sei, der die Farben von den Gegenständen befreit hätte. Und gleichzeitig war es so, als wollte er eigentlich etwas anderes sagen, mehr, er hatte so viel auf dem Herzen, vielleicht war er deshalb auch so ungeduldig, er hatte mir bereits früher

gesagt, er wolle mir alles erzählen, ohne dass ich wusste, was das zu bedeuten hatte.

Das Aufnahmegerät lag zwischen uns auf dem Tisch. Ich überprüfte, ob es auch funktionierte. Es funktionierte. Peter Wihls Stimme war überall. Er sprach weiter. Ich kann nicht behaupten, dass ich jedes Wort verstand, aber ich würde ja Zeit haben, es mir genauer anzuhören, wenn ich wieder zu Hause sein würde. Nach einer Weile unterbrach ich ihn, vielleicht war es der Champagner, der mir den Mut dazu gab, und kam direkt zur Sache.

»Hatten Sie jemals Angst, nicht fertig zu werden?«, fragte ich.

Ich hörte etwas zu Boden fallen, vielleicht eine Gabel, er aß nämlich einen Kuchen.

»Fertig?«

Ich bin mir sicher, dass er wusste, was ich meinte. Trotzdem war ich gezwungen zu sagen:

»Fertig mit der Ausstellung, solange Sie noch sehen können.«

Er kam dicht an mich heran, seine Stimme klang gepresst, rechthaberisch.

»Man vollendet ein Bild nicht. Man verlässt es.«

Er verstummte, wandte sich wieder von mir ab, ich hörte es an seinem Atem, und ich hatte Angst, alles kaputtgemacht zu haben. Ich wollte etwas sagen und suchte nach den richtigen Worten, ich wollte etwas dahingehend sagen, dass ich der Meinung sei, das wäre schön und schrecklich zugleich, dass man nichts vollendet, sondern alles verlässt, doch bevor ich so weit kam, muss er jemanden durchs Fenster hindurch gesehen haben, denn er sprang plötzlich auf, und jetzt klang seine Stimme erleichtert, fast hell: »Entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Meine Frau und meine Tochter sind da.«

Dann ging Peter Wihl auf die Straße hinaus, um sie zu treffen.

Ein halbes Jahr zuvor hatte er sein Sehvermögen verloren.

Peter Wihl arbeitete im Atelier, an einem Oktobernachmittag, mit Gemälden für die Jubiläumsausstellung, zwölf große Leinwände. Er hatte seine Uniform angezogen, er war bereit für den Krieg: nackte Füße in ausgetretenen Sandalen, der lange, schmutzige Kittel, ein Schal um den Hals. Er war fertig mit der Grundierung. Jetzt fehlte nur noch die Kunst. Und er war in dieser kreativen Stimmung, die sich ab und zu einstellt, fast wie ein nüchterner Rausch. Die Hand war sicher und gehorchte. Die Gedanken waren deutlich. Er wusste, wohin er wollte. Es ging nur darum, den Weg zu finden. Er bewegte sich unangestrengt von Motiv zu Motiv, das langsam aber sicher Form annahm, anatomische Ausschnitte, Muskeln, ein Schulterblatt, eine Sehne, ein Fingerglied. Er konnte sich kaum daran erinnern, wann er das letzte Mal so eine Kontrolle erlebt hatte, jetzt beherrschte er sein Werkzeug, er beherrschte seine Arbeit, genau in dem Moment, in dem die Arbeit zu Kunst erhoben werden sollte, in dem Moment, in dem das Handwerk, die Mühe, zu glänzen beginnen sollte, und das ähnelte fast dem Zustand von Glück. Das war das Glück. Doch plötzlich spürte er einen schrecklichen Schmerz in den Augen, als würde etwas in ihnen zerbrechen und Risse bekommen, es war, als würden sich die Augen mit Staub füllen. Die Farben glitten übereinander, die Linien lösten sich auf, die Perspektive versch-

wand, ihm wurde regelrecht schwarz vor Augen, und er sank zu Boden. Es dauerte nicht lange. Es war schon gleich vorbei. Nur das Echo der Schmerzen konnte er hören, seinen eigenen, schweren Herzschlag. Peter Wihl kniete sich hin und stützte lange Zeit die Stirn in die Hände. Er kam wieder zu sich. Alles fiel an seinen Platz, ebenso schnell, wie es kaputtgegangen war. Er stand auf, langsam, und als er sich den hohen Fenstern zuwandte, konnte er Helene und Kaia hinten im Garten sehen, eingerahmt von den Fenstersprossen, im schwindenden Oktoberlicht, und all das, was er sah, erfüllte ihn mit einer Freude, oder einer Erleichterung, so tief, so umfassend, dass er fast zu weinen begann, weil er kurz zuvor in der Dunkelheit gewesen war. Helene saß auf der weißen Bank unter dem Apfelbaum und blätterte in einem Manuskript, ihr schwarzes, kurz geschnittenes Haar, die violetten Handschuhe ohne Finger, der ockerfarbene Mantel, nie zuvor hatte er sie deutlicher vor sich gesehen, während Kaia Laub harkte, mit einem Rechen, der viel zu groß für sie war. Und Peter Wihl dachte, dass er nie diese beiden Menschen gemalt hatte, weder seine Ehefrau noch seine Tochter.

Vielleicht war das der Grund: Sie standen ihm zu nah, er traute sich nicht.

Er zog seine Windjacke an und ging zu ihnen hinaus.

Kaia harkte weiter, das Laub lag in einem gelben Kreis um sie herum.

Der Zweig direkt über Helene war schwarz, an seinem äußersten Ende hing ein roter, verfrorener Apfel.

»Was liest du?«

»Was ich lese? Die *Wildente* natürlich.«

»Ja, natürlich. Und läuft es gut?«

Helene legte das Manuskript hin und schaute zu ihm auf.

»Was ist los?«

»Nichts.«

Eine Weile blieb sie sitzen und betrachtete ihn.

»Was ist los?«, wiederholte sie.

»Ich bin nur ein wenig müde.«

Eine Windböe fegte das Laub davon, und Kaia blieb mitten in einem gelben Sturm stehen. Peter ging zu ihr und versuchte, die Blätter einzufangen, einige waren ganz trocken und zerbröselten zwischen den Fingern zu Staub und verschwanden, andere waren feucht, entwischten ihm und fielen woanders im Garten wieder hinunter, es war unmöglich, alle zu erwischen. Zum Schluss hockte er sich vor seine Tochter.

Ihre Augen waren grün.

Sie hatte die Augen ihrer Mutter.

»Komm, wir lassen das Laub bis zum nächsten Frühjahr liegen«, sagte er.

»Wirklich?«

»Ja, dann können sich die Blätter unter dem Schnee ausruhen.«

Lachend zeigte Kaia auf ihn.

»Jetzt hast du dir wieder ins Gesicht gemalt.«

»Und welche Farbe?«

Sie ließ den Rechen fallen und drückte mit dem Zeigefinger auf seine Stirn.

»Blau.«

»Nur blau?«

»Schwarz auch.«

»Mehr nicht?«

»Doch. Ein bisschen braun.«

»Braun?«

»Ja. Da. Und weiß. Auf der Nase.«

»Wie sieht es aus?«

Kaia musste überlegen, während sie einander in die Augen sahen, und wieder einmal war Peter Wohl überwältigt von diesem grünen Blick, dem Blick seines Kindes, offen, unverfälscht, so unbenutzt, als würde alles immer zum ersten Mal gesehen.

Doch dann fiel ein Schatten über ihr Gesicht.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie leise.

»Du weißt es nicht?«

Kaia schlug die Augen nieder und schüttelte den Kopf.

Und dann sagte sie diese merkwürdigen Worte, ihre Stimme klang fast ängstlich, und Peter bekam tatsächlich Angst:

»Du siehst dir selbst nicht ähnlich.«

Er versuchte zu lachen, es wegzulachen.

»Ich sehe mir selbst nicht ähnlich?«

Kaia schüttelte wieder den Kopf.

Helene stand von der Bank auf, der Wind blätterte im Manuskript, Seite für Seite, sie kam zu ihnen. Peter richtete sich langsam auf. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter.

Es war bereits dunkel geworden.

»Ruh dich noch ein bisschen aus, bevor sie kommen«, sagte sie.

»Kommen? Wer kommt?«

Kaia rief es zuerst:

»Onkel Ben!«

Peter seufzte.

»Onkel Ben.«

Helene lehnte sich an ihn.

»Hattest du es vergessen?«

»Jetzt fällt es mir wieder ein. Onkel Ben kommt.«

»Mit Begleitung.«

»Mein Gott. Schon wieder mit Begleitung?«

Kaia lachte, als wäre sie erleichtert, über etwas sprechen zu können, auf das sie sich schon gefreut hatte.

»Onkel Ben mit Begleitung!«

»Und Essen«, fügte Helene hinzu.

Und Peter tat, wie sie gesagt hatte, er ging ins Atelier und legte sich dort auf den Schlafboden. Bald war er eingeschlafen, in dem Geruch von Terpentin, nicht tief, nur direkt unter die Oberfläche getaucht, am Rande des Schlafs, dennoch

reichte es, um zu träumen: Er steht allein auf dem Schulhof, an der Wasserfontäne, er ist vielleicht elf Jahre alt, er friert. Da kommt ein anderer Junge zu ihm. Peter, auch im Traum heißt er ja wohl so, bekommt Angst, tritt einen Schritt zurück, doch der Junge, der größer und schwerer ist als er, bleibt erst stehen, als er ganz nahe gekommen ist, direkt vor ihm. Der Junge fragt: Wenn du wählen könntest, würdest du lieber blind oder taub sein? Und in dem Moment wachte Peter auf, die Antwort auf die Frage des Traums auf der Zunge: Das ist keine Wahl. Das ist eine Drohung.

Und ebenso plötzlich erinnerte er sich an Kaias merkwürdige, erschreckende Worte: Du siehst dir selbst nicht ähnlich.

Er stand auf, duschte, anschließend beugte er sich dem matten Spiegel entgegen, der mit der Zeit wieder glänzend und klar wurde, sein Gesicht näherte sich, als käme er aus dem Nebel, und er konnte nichts anderes feststellen, als dass er der war, der er nun einmal war, Peter Wihl, fast fünfzig Jahre alt, einen Tag älter als gestern und eine Nacht jünger als morgen.

Aber in seinen Augen standen noch Reste der jähen Angst, der Panik, die ihn übermannt hatte, als sein Augenlicht für einige Sekunden verschwunden war.

Das war der Unterschied.

Peter Wihl dachte: Werde ich das jemals loswerden?

Er ging zurück ins Atelier und blieb dort in der Dunkelheit zwischen den Bildern sitzen.

Dann legte er einen gespaltenen Scheit in den Ofen, knüllte ein paar alte, schmutzige Zeitungen zusammen, entzündete sie, öffnete die Ofenklappe, die Wärme breitete sich sogleich von dem schwarzen Eisen her aus und ließ die Glastüren beschlagen.

Ben kam um halb acht. Er hatte eine Flasche Rotwein und ein Glas dabei. Er setzte sich auf den anderen Stuhl, es gab nur zwei Stühle im Atelier, einen, auf dem man gut sitzen konnte und einen, der unbequem war. Peter saß auf dem guten. Ben

goss ein und trank. Ben war der Einzige, der das Atelier betreten durfte, während Peter arbeitete, nicht einmal Helene oder Kaia ließ er herein, das war eine Abmachung zwischen ihnen, das war Peters einzige Regel, abgesehen vom Alkohol, und die war absolut.

Peter trank Wasser.

Ben trank Wein und sagte den Satz, mit dem er immer das Gespräch einleitete:

»Du solltest dir hier mal eine Lampe anschaffen.«

»Du weißt, dass ich nur bei natürlichem Licht male.«

»Das werden aber bald kurze Arbeitstage, Peter.«

»Hast du Grund, dich zu beklagen?«

»Ich hoffe nur, dass deine Bilder nicht genauso düster werden wie die Umgebung.«

Peter stand auf und drehte eine der Leinwände zur Wand.

»Wo ist die Begleitung?«, fragte er.

»Die Begleitung unterhält Helene und Kaia.«

»Und wie heißt die Begleitung heute?«

Ben lachte kurz auf.

»Höre ich da eine gewisse Skepsis, oder vielleicht sollte ich besser sagen, Herablassung, in deiner einfachen Frage?«

»Ganz und gar nicht.«

»Oder eine monogame, heterosexuelle Kritik an meiner Lebensführung?«

Jetzt musste Peter lachen.

»Bist du heute Abend sensibel, Ben?«

»Er heißt Patrick und ist neunundzwanzig Jahre alt.«

»Wo hast du ihn gefunden?«

»Im Schwimmbad vom Grand am Sonntagmorgen. Oder genauer gesagt in der Sauna. Zufrieden?«

Benjamin Rav war letztes Jahr fünfundsechzig geworden, er war mager, durchtrainiert, jeden Morgen schwamm er seine tausend Meter im Bassin des Grand Hotels, zeitweise lebte er geradezu asketisch, er trug immer einen doppelreihigen An-

zug, sein graues Haar war dicht, und als er achtzehn Jahre alt gewesen war, hatte er sich eine Perle im linken Ohrläppchen befestigen lassen, wie es Sinti, Seeleute und Schwule zu tun pflegten. Acht Jahre später war er in den spanischen Fischerort Cadaquez gefahren, hatte dort einen Koffer voll mit Lithographien von Salvador Dalí gekauft, wenn auch unsignierte, das Ganze für einen Spottpreis, und hatte sie an den neureichen, gelangweilten Jetset am Mittelmeer weiterverkauft und damit ein Vermögen verdient. So hatte es mit ihm angefangen. Ben, wie ihn seine engsten Freunde nannten, und davon gab es nicht viele, war jetzt seit fünfundzwanzig Jahren Peter Wihls Galerist, seit der Debütausstellung *Amputationen*.

»Helene macht sich Sorgen um dich«, sagte Ben.

Peter setzte sich wieder.

»Wirklich?«

»Und wenn Helene sich Sorgen macht, dann mache ich mir auch welche.«

»Ich bin nur etwas erschöpft.«

»Erschöpft? Es ist noch ein halbes Jahr hin bis zur Eröffnung. Am Tag danach, da darfst du erschöpft sein. Am Tag danach kannst du meinetwegen sterben.«

Peter schenkte sich sein Glas ein und trank.

»Das geht vorüber«, sagte er.

»Du weißt, was auf dem Spiel steht?«

»Ich weiß nur zu gut, was auf dem Spiel steht.«

»Dir wird nichts mehr geschenkt. Ganz im Gegenteil. Sie wollen dich gern zu fassen kriegen. Und dich am liebsten auf den Müllhaufen werfen.«

»Danke, Ben. Jetzt geht es mir schon viel besser.«

»Ich meine es ernst, Peter. Deshalb musst du ihnen ein paar Bilder zeigen, wie sie sie noch nie gesehen haben.«

»Das habe ich auch vor. Sie stehen hier.«

»Um es ganz offen zu sagen. Du kannst es dir nicht leisten, dich weiterhin selbst zu wiederholen.«

»Was meinst du damit?«

»Ich meine genau das, was ich sage, Peter. Weißt du, was böse Zungen momentan über dich behaupten?«

»Erzähl es mir, Ben.«

»Sie behaupten, wenn Peter Wihl weiterhin Körperteile malen will, dann muss er bald mit den Eingeweiden anfangen.«

Peter schaute in eine andere Richtung, lächelte.

»Und wer sind diese bösen Zungen?«

»Wer auch immer.«

»Wer auch immer? Wer zum Teufel ist wer auch immer?«

»Vergiss es, Peter. Was ich dir zu sagen versuche, ist, dass du es dir nicht leisten kannst, jetzt erschöpft zu sein. Hörst du, was ich sage? Hörst du mir zu?«

»Das geht vorbei«, wiederholte Peter.

Aber Ben ließ nicht locker.

»Helene hat mir erzählt, dass du erschüttert gewirkt hast, als du heute Nachmittag aus dem Atelier gekommen bist.«

»Erschüttert? Hat sie das gesagt?«

»Ja. Erschüttert. Das Wort hat sie benutzt. Ist etwas passiert?«

Peter stand wieder auf und stellte sich an die hohen Fenster, mit dem Rücken zu Ben, die Dunkelheit war ganz nahe, das Einzige, was er sehen konnte, waren einige Lichter, ein Stück entfernt von den Häusern, hier, am Stadtrand, wo er aufgewachsen war. Es regnete, doch das sah er nicht.

»Hast du gehört, was mit Beckers Titanweiß passiert ist?«, fragte er.

»Nein, erzähl es mir.«

»Der Chemiker ist gestorben, und das Rezept wurde nach China verkauft. Und dort haben sie es mit Sojaöl vermischt. Jetzt ist es unbrauchbar. Es glänzt nicht mehr.«

»Sind diese Bilder deshalb so dunkel?«

Peter drehte sich abrupt um, er konnte Ben in dem Schatten zwischen den Leinwänden kaum erkennen.

»Du besitzt die Wände. Ich male die Bilder. Wollen wir es dabei belassen?«

Ben trat zu ihm, aus einer anderen Richtung, als er erwartet hatte, hob sein Glas.

»Ich werde dir Weiß aus London beschaffen«, sagte er.

Sie tranken, und Peter begriff, dass Ben natürlich seiner Erklärung nicht glaubte, dass er erschüttert war, weil der Chemiker, der Erfinder seiner Lieblingsfarbe, des weißen Grundes, tot war. Sollte er lieber die Wahrheit sagen, dass er blind geworden sei, für einen Moment, und jetzt könne er wieder sehen, aber dieser Augenblick habe ihn in einer Art und Weise erschüttert, dass man es nicht in Worte fassen konnte, sich kaum vorstellen konnte, der Tod hatte seine Fühler ausgestreckt, ein halbes Jahr vor der Eröffnung, ein halbes Jahr, bevor er fünfzig wurde, sollte er das sagen?

Helene rief nach ihnen.

Sie gingen durch den Garten, das Laub, zu der Küche im Haupthaus.

Kaia half den Tisch zu decken, er stand voll mit kleinen Schälchen und Tellern, mit dieser neuen Art von Essen, Fingerfood, die Peter nicht ausstehen konnte, er wollte nicht mit den Fingern essen, schließlich gab es Geräte dafür.

»Hast du alles selbst gemacht, Onkel Ben?«, fragte Kaia.

Onkel Ben hob sie lachend hoch.

»Ich mache gar nichts selbst, meine Prinzessin. Alles, was ich besitze, das kaufe ich.«

Bens Begleitung saß bereits am Tisch und stand sofort auf, als er Peter sah, streckte beide Arme vor und ergriff dessen Hand.

»Es ist mir eine Ehre, hier sein zu dürfen, Sie kennenlernen zu dürfen.«

»Nun, nun«, unterbrach Ben ihn. »Hier herrschen normale Umgangsformen, auch wenn wir bei einem Genie zu Gast sind.«

Der Mann, oder besser der Junge, hielt die Hand weiterhin fest.

»Ich heiße Patrick.«

Er wirkte jünger als seine 29 Jahre, mit den runden, kindlichen Wangen, aber vielleicht in erster Linie aufgrund seiner Kleidung, weite Hosen, große Schuhe, T-Shirt mit russischen Buchstaben auf der Brust, ein Bauerntpkel, dachte Peter spontan, er sieht jedenfalls nicht aus wie ein Schwimmer, aber gleichzeitig wusste er ja, dass Ben sich diesen Jungen ausgesucht hatte, und damit für ihn einstand, ihn sozusagen zum Ritter geschlagen hatte, und dass dadurch er selbst, Peter Wihl, derjenige war, der außen vor stand, er wurde bald fünfzig und war nicht vertraut mit den Codes, die Signale waren für ihn bedeutungslos, er kannte nicht mehr den Unterschied zwischen Siegesgeschrei und Notruf, er hatte, mit anderen Worten, nicht mehr Schritt gehalten, ein Ausländer auf heimischem Feld, und er fühlte sich großartig dabei.

War es das, was Ben mit dem Müllhaufen gemeint hatte?

»Peter Wihl«, sagte Peter.

Patrick lächelte.

»Ich bin ein großer Bewunderer.«

»Das freut mich zu hören.«

Peter bekam endlich seine Hand von Patrick zurück, und sie konnten sich setzen. Helene schenkte Wein und Wasser in die Gläser, Kaia trank Apfelschorle, und eine Weile aßen sie das Fingerfood schweigend, es war ein Essen, das massenweise Servietten und Küchenkrepp erforderte, ja, Badewannen und Duschkabinen sollten zur Verfügung gestellt werden, und Peter fragte sich, ob er sich nicht einfach Messer und Gabel holen sollte, als kleinen Fingerzeig auf Bens erkünstelten Modernismus, diese exotischen Gerichte, die Hausmannskost sind, dort, wo sie herkommen, oder vielleicht sollte er stattdessen einfach anfangen zu trinken, aber natürlich tat er das nicht, er wandte sich dem Jungen zu.

»Und womit beschäftigst du dich, Patrick?«

»Kommunikation«, antwortete Ben.

Peter schenkte sich erneut Wasser ein.

»Kann Patrick nicht selbst antworten?«

»Kommunikation«, sagte Patrick.

»Ja, damit beschäftigen wir uns ja wohl alle.«

Peter bemerkte, dass Helene und Ben ständig schnelle Blicke wechselten, mit anderen Worten, sie machten sich Sorgen um ihn, sie hatten miteinander gesprochen und hielten ihn jetzt unter Beobachtung.

»Was bedeutet Kommunikation?«

Kaia stellte die Frage.

Helene beugte sich zu ihr hinüber.

»Das bedeutet, dass man einander versteht.«

Kaia nickte mit ernster Miene, sah aber weiterhin Peter an.

»Ich habe Papa gefragt«, flüsterte sie.

»Das bedeutet, wenn ich bald sage, dass du ins Bett gehen sollst, dass du das dann auch tust«, sagte er.

»Nein!«, rief Kaia.

»Doch«, erklärte Peter. »Kommunikation bedeutet ganz einfach, dass ich Recht habe!«

Alle lachten, ein wenig zu laut, besonders Helene, dachte Peter, so witzig war er ja nun auch wieder nicht gewesen, und die Teller wurden herumgereicht, an ihm vorbei, die ganze Zeit an ihm vorbei, genau wie sie nach einer Weile sich an ihm vorbei unterhielten, und Peter mochte nicht weiter zuhören, er war abgekoppelt, als befände er sich in einem Waggon, der immer hinterherhinkte, um zum Schluss ganz anzuhalten, auf einem Nebengleis, auf dem Müllhaufen. Er spürte es ganz intensiv, dass er außen vor war, und was ihm normalerweise ein gewisses Vergnügen bereitete, sein freiwilliges Exil sozusagen, dass er sich in aller Ruhe mit seinen Dingen beschäftigen konnte, ganz gleich, wo er sich auch befand, und das einige mit charmanter Zerstreutheit verwechselten, das bereitete

ihm jetzt keinerlei Freude und gab ihm keine Ruhe, denn heute Abend war er nicht Herr über seine eigene Abwesenheit, dieses Mal saß es tiefer, in der schrecklichen Dunkelheit, die ihn früher am Tag zu Boden geworfen und ebenso schnell wieder emporgehoben hatte.

»Amputation.«

Peter schaute schnell auf, alle saßen schweigend da und starrten ihn an.

»Was?«

Helene legte ihre Hand auf seine, ohne etwas zu sagen.

Patrick beugte sich näher heran.

»Amputation«, wiederholte er.

Peter verstand immer noch nicht.

»Amputation?«

Jetzt schauten die anderen einander an, nur Kaia sah weiterhin ihn an, enttäuscht und ungeduldig, wie es schien, ihren Vater so sehen zu müssen, so ausgeschlossen, vollkommen außen vor.

Ben schenkte sich mehr Wein ein.

»Patrick bezieht sich auf dein Debüt, mein Lieber. Deine erste Ausstellung bei mir. Die Ausstellung, die dich zu dem gemacht hat, was du jetzt bist. Erinnerst du dich, Peter? Es ist erst fünfundzwanzig Jahre her.«

»Ist es der Wein oder dieses eklige Fingerfood, das dich sentimental macht?«

Ben lachte.

»Und er ist total begeistert, wenn du es heraushören kannst.«

Ben war bereits lauter geworden, das wurde er immer ab einem gewissen Zeitpunkt, häufig schon gegen neun Uhr, nicht, weil er betrunken war, das wurde er nie, er wollte nur sicher sein, dass ihn alle hörten, das war eine schlechte Angewohnheit aus der Jugend, als die meisten in seinen Kreisen flüsterten, schwiegen oder logen.

Peter schaute auf die Uhr, drei Minuten nach neun, und er konnte sich nicht daran erinnern, dass die Zeit vergangen war, so schnell, so viel, war er wieder ohnmächtig geworden?

Er war verunsichert und lächelte.

»Wie alt warst du damals, Patrick? Drei? Oder warst du überhaupt noch nicht geboren?«

Helene riss schnell ein Stück von der Küchenrolle ab und legte es auf Kaias Schoß.

»Zwei der Bilder hängen immer noch in meinem Schlafzimmer«, sagte Ben.

Patrick schaute Peter geradewegs an.

»Bewunderungswürdig.«

»Bewunderungswürdig?«

»Ja. Die Körperteile, die ihrer Funktion beraubt wurden. Das ist brutal und schön. Warum malst du nicht mehr so?«

Einen Augenblick lang blieb es still; die Kritik war so deutlich, so erbärmlich schlecht kaschiert, in der Sprache der Höflichkeit, in dem in die Vergangenheit gerichteten Lob, dass selbst Ben den Blick senkte, beschämt, peinlich berührt, und sich sorgsam die Finger in dem abwischte, was noch von einer blauen Serviette übrig war.

Peter schaute Patrick direkt an.

»Weil ich es schon gemalt habe.«

Ben hob sein Glas und sagte, wie eine Anerkennung für Peter und ein Tadel für seinen jungen, modernen Freund:

»Die Antwort war weitaus besser als die Frage.«

Sie stießen an, und wieder wurde es still. Glücklicherweise brach Kaia die Stille.

»Was bedeutet Amputation?«, fragte sie.

Peter stellte sein Glas ab.

»Wenn dir beispielsweise ein Zeh wehtut, und er entzündet sich, und es besteht die Gefahr, dass sich die Entzündung ins ganze Bein hinein ausbreiten könnte, dann schneidet man den Zeh ab. Das ist eine Amputation.«

Helene lächelte.

»Hör nicht auf ihn.«

Kaia schaute nachdenklich drein.

»Und wenn mein Kopf wehtut?«, fragte sie schließlich.

Helene stand auf.

»Dann musst du ins Bett gehen«, sagte sie.

Kaia protestierte nicht, sie war dazu viel zu müde, folgte gehorsam ihrer Mutter. Die drei Männer blieben sitzen. Ben öffnete eine weitere Flasche Wein.

»Ich habe etwas Lustiges in einem Interview mit diesen Rembrandt-Damen gelesen. Sie behaupteten, dass wir immer gegenständlich träumen. Tut ihr das?«

Patrick zuckte nur mit den Schultern. Er war immer noch sauer.

»Ich kann mich nie an meine Träume erinnern«, sagte Peter.

Was natürlich gelogen war. Er erinnerte sich zum Beispiel ausgezeichnet an den Jungen, der ihm diese unmögliche Frage gestellt hatte, auf dem Schulhof, die ganze Gestalt, dieser dickliche Junge, war gut wiederzuerkennen, genau wie auch er, Peter, gut wiederzuerkennen war, in seiner Wildlederjacke, dem mit Wasser nach hinten gekämmten Haar, der Traum war mit anderen Worten gegenständlich, aber gleichzeitig nicht realistisch, er war verdreht, ihm fiel keine andere Beschreibung ein als verdreht, und plötzlich kam ihm in den Sinn, fast wie eine Eingebung, dass das Licht in den Träumen von innen heraus kommt, es gibt keine anderen Lichtquellen in den Träumen, so wie Beckers weiße Farbe auf dem Grund eines Gemäldes liegen kann, unter allen anderen Schichten, und sogar die schwarze Oberfläche zum Leuchten bringt.

Ben lächelte.

»Ist an diesem Anachronismus der Damen etwas dran? Sind wir ganz einfach altmodisch im Schlaf? Schaffensrealisten, sozusagen?«

Patrick sagte:

»Ich würde Träume lieber als Installationen bezeichnen.«

Ben schaute schnell Peter an, für einen Augenblick fast verschämt, für die Äußerung seines jungen Liebhabers, und eine Weile tranken sie weiter statt zu sprechen, das war am besten so, sie konnten den Regen hören, wie er auf das Dach prasselte, den Wind in den Bäumen unten am Zaun, Helene sang Kaia etwas vor.

Aber Peter wollte sich nicht damit begnügen.

»Dann träumst du also Installationen, Patrick? Unter meinen Amputationen in Bens Bett?«

»Nein, für so etwas bleibt selten die Zeit.«

Ben unterbrach ihn.

»Ich habe eine gute Neuigkeit, Peter.«

»Ja? Lass hören. Wollt ihr ein Kind adoptieren?«

Ben seufzte und wandte sich für einen Moment Patrick zu.

»Peter Wihl hat seine eigene Art von Humor. Es dauert nur ein wenig, bis man sich daran gewöhnt hat.«

Patrick schüttelte den Kopf.

»Ich finde, Peter ist witzig.«

Peter beugte sich zu ihm hinüber.

»Findest du, dass ich witzig bin?«

»Ich mag provozierenden Humor.«

Peter lachte.

»Provozierend? Ich versuche nur, nett und freundlich zu sein.«

Patrick lachte auch.

»Nett und freundlich wie eine Amputation«, sagte er.

Und ganz kurz sah Peter die Wut des Jungen aufblitzen. Er schwieg.

Ben legte ihm die Hand auf den Arm.

»Wenn du mit dieser Ausstellung fertig bist, wartet ein Portrait auf dich.«

Peter zog den Arm zu sich heran.

»Von wem?«

Ben zierte sich.

»Das kann ich nicht sagen, bevor nicht alles klar ist. Aber so viel kann ich verraten: Höher kommen wir nicht.«

Peter unterbrach ihn.

»Aber ich will vorher jemand anderen malen, Ben.«

»Wen?«

Peter beugte sich über den Tisch.

Im gleichen Moment kam Helene zurück und setzte sich. Sie schaute die Männer an, lächelnd, einen nach dem anderen, während Ben ihr einschenkte.

»Was für Geheimnisse habt ihr denn?«, fragte sie.

»Patricks Träume sind Installationen«, sagte Peter.

Und Patrick, der immer mehr einem zu groß geratenen Kind ähnelte, weich und glatt im Gesicht, vielleicht war es der viele Wein, der ihn dazu machte, rutschte auf seinem Stuhl hin und her, was nur gerecht war, wie Peter dachte, und Ben musste dem Jungen zu Hilfe kommen, er nahm seine Hand, wandte sich Helene zu und wechselte das Thema.

»Erzähl uns lieber, wie es mit der Wildente läuft«, sagte er.

»Es ist noch zu früh, etwas darüber zu sagen. Aber ich glaube, es wird anders.«

Ben seufzte.

»Das ist im Grunde genommen ein unerträgliches Stück. Ibsen, dieser Geizhals, lässt alles, was überhaupt nur schiefgehen kann, auch schiefgehen. Das ist unerträglich!«

Helene legte den Kopf schrägt.

»Und was hätte Ibsen deiner Meinung nach tun sollen?«

Ben wurde noch lauter:

»Er ist nichts weiter als ein dramatischer Blender. Diese widerlichen Dinge in der Familie Ekdal könnten doch ganz einfach aus der Welt geschafft und das Leben des Kindes gerettet werden! Egoistische Männer mittleren Alters sind ja wohl das Widerlichste, was es gibt.«